

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 25 (1949-1950)

Heft: 5

Artikel: The 4 Freddy's : Anfang, Glück und Ende unseres Amateuorchesters

Autor: Meier, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

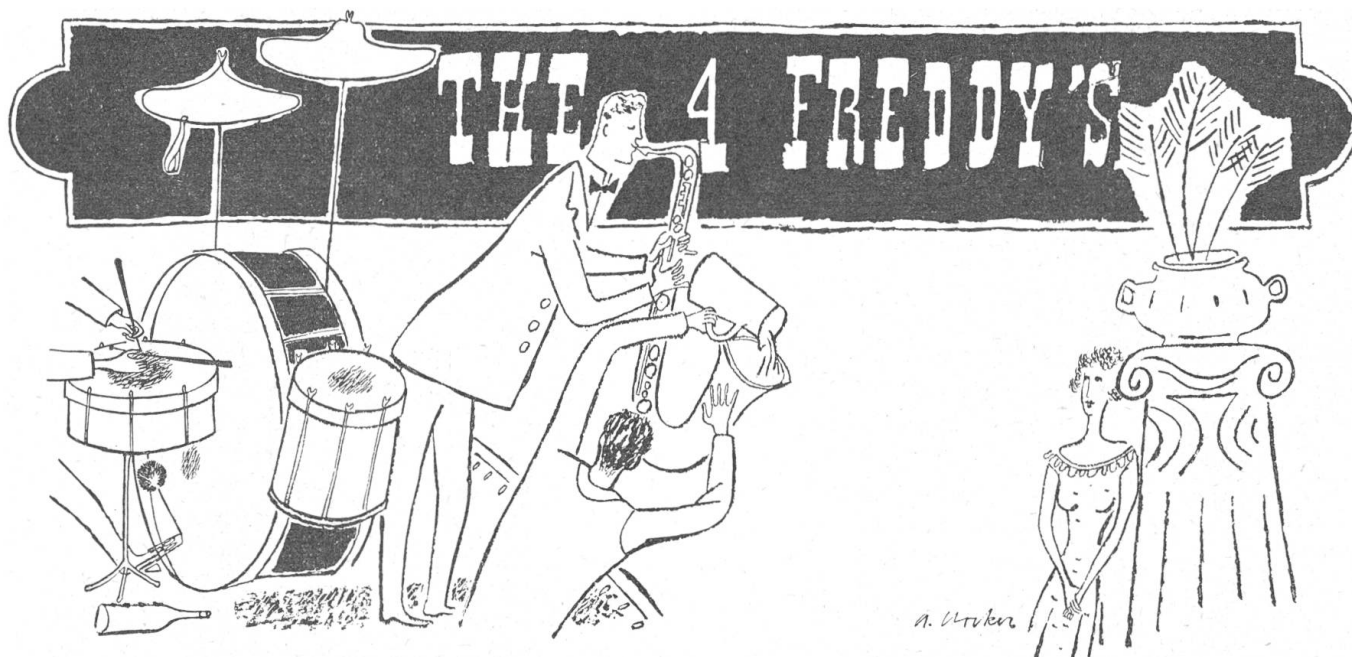
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Anfang, Glück und Ende unseres Amateurorchesters

Von Werner Meier

Akkordeonist

gesucht nach St. Moritz
für 14 Tage von Amateur-
orchester.
Gute Bedingungen.

Dieses Inserat stand an einem Dezembertag des Jahres 1941 im «Tagblatt der Stadt Zürich». Ich hätte es sicher nicht beachtet. Aber meine Mutter studierte das Tagblatt glücklicherweise gründlicher als ich.

«Siehst du», sagte sie und hielt mir das Inserat unter die Nase, «hier kannst du dir deine Skiferien selber verdienen.»

Solche hätte ich nämlich fürs Leben gerne genommen. Der Haken war für mich, als Handelsschüler mit knappem Taschengeld, bloß ihre Finanzierung. Diese schien nun gesichert, spielte ich doch seit Jahren begeistert Handharmonika und hatte diesem Steckenpferd schon mehr Zeit geopfert, als nach Ansicht meiner Eltern und Lehrer zu verantworten war.

Die Auftraggeber des Inserates entpuppten sich auf meine Anfrage hin als Kameraden, mit denen ich schon öfters an Tanzanlässen aufgespielt hatte. Der Initiant des Abenteuers, Fritz, hatte eben seine kaufmännische Lehre beendet und

nun mit einer Hoteldirektion in St. Moritz einen Vertrag abgeschlossen. Der zweite im Bunde besuchte die Handelsschule wie ich, der dritte, der Pianist, machte eine Banklehre. Mit mir, als dem Akkordeonisten, schien nun der Ring geschlossen.

Aber schon bei der ersten Probe ging dieser wieder in die Brüche. Unser Pianist, die Stütze des ganzen Orchesters, war plötzlich erkrankt. Wir erwogen bereits kleinlaut ein Absagetelegramm an die Hoteldirektion. Fritz jedoch blieb hart. Er hielt es mit seinen Grundsätzen als Jungkaufmann für unvereinbar, von einer gültigen Abmachung zurückzutreten.

Wir fanden dann auch schließlich einen Ersatz-Pianisten in einem Seminaristen, der in seinen Kreisen den Ruf eines Chopin-Spezialisten genoß. Von Tanzmusik verstand er allerdings so gut wie nichts. Ein langsamer Foxtrott zum Beispiel artete bei ihm bereits in den ersten Takten in einen rassigen Quick-Step aus. Außerdem

war ihm von seinen Lehrern jede Interpretation von Jazz-Musik strikte verboten worden. Es hat allerhand gebraucht, ihn zum Mitmachen zu bewegen, schon weil bei ihm Ausdrücke wie Dancing, Cocktail, Bar Vorstellungen von Sünde, Hölle und Teufel auslösten.

In Friedenszeiten hätten wir es natürlich nicht wagen dürfen, unser bescheidenes Können in den Dienst eines Erstklass-Hotels zu stellen. Wegen des Krieges war es jedoch den meisten Hotels unmöglich geworden, durch die ganze Saison ein Berufsorchester zu unterhalten. So engagierte man für die Bar einen Berufspianisten und für die Hotelhalle eben ein Amateur-Orchester wie das unsere.

Einen wichtigen Rang bei den Vorbereitungen nahm die Schaffung eines einheitlichen Tenues ein. Wir fanden die Lösung in weißen Kellnerjacken, die wir über dunkelblauen Hemden mit weißen Kravatten zu dunkeln Hosen trugen.



Als wir am 24. Dezember in dichtem Schneegestöber St. Moritz erreichten, war uns nicht ganz geheuer. Vor lauter Aufregung verpaßten wir den Hotelkutscher und stapften, über und über mit Koffern und Instrumenten beladen, zu unserm Hotel hinauf. Unser Mut wurde nur wenig gestärkt, als uns vor dem Portal zwei uniformierte Gestalten umsprangen und uns von oben bis unten mit Besen den Schnee abwischten.

Obschon uns der Herr Direktor herzlich empfing, wagten wir auf seine Frage, ob wir schon etwas zu Mittag gegessen hätten, nicht der Wahrheit gemäß mit «Nein» zu antworten. Auf unser schüchternes «Ja» erteilte er die Ordre, die Instrumente auszupacken, uns umzuziehen und sogleich mit dem Thé dansant zu beginnen.

Zwischen zwei mächtigen Säulen in der Hotelhalle war das Piano eingepfercht. Vor

diesem gruppierten wir uns. Fritz, der Schlagzeuger, richtete es so ein, daß er einerseits das Hauptportal und damit den Einzug der Gäste im Auge behalten, anderseits sich in einem großen Spiegel bewundern konnte. Übrigens war uns auf der Reise ein kleines Mißgeschick zugestoßen, es hatte unserm Bassisten den Hals der Baßgeige gekostet. So mußte er nun zu seinem Nebeninstrument, der Violine, greifen, obschon er diese lieber bloß als Dekoration verwendet hätte.

Wir begannen vorsichtigerweise mit dem volkstümlichen Genre und spielten zunächst den Schlager «Guete Sunntig mitenand». Nur schade, daß der Pianist und ich wegen eines Mißverständnisses in verschiedenen Tonarten einsetzten. Ich rettete die Situation so, daß ich dem vor mir postierten Schlagzeuger einen Stoß versetzte. Das war das Zeichen für einen riesigen Wirbel, der uns Zeit gab, uns über die einzuschlagende Tonart zu einigen.

Nach unserm Konzert fühlte sich vor allem unser Klavierspieler — wir nannten ihn Czardas — sehr niedergeschlagen. Er packte jeden Chasseur, den er erwischen konnte, am Kragen und fragte bebend: «Gälled Si, mir händ scheußlich gspillt.»

Er meinte, unsere Koffer müßten bestimmt schon wieder vor der Türe stehen. Und als es dann zum Nachtessen Forellen gab, weigerte er sich, diese zu essen. Er sagte, so etwas hätten wir einfach nicht verdient.

Im Laufe unseres Engagements stieg dann zwar seine Selbstachtung, besonders als er später jeden Nachmittag vor auserlesenem Publikum eine halbe Stunde allein Chopin spielen durfte. Aber er blieb bis zum Schluß der Empfindlichste. Jedesmal, wenn ein Gast während unseres Spiels das Lokal verließ, drehte er sich aufgeregt zu uns um und sagte: «Da hämmers, 's isch scho wider eine use, will mir so eländ spilled.»

Nur ein einzigesmal zeigten sich unsere Gäste mit uns wirklich etwas unzufrieden. Das war leider gleich beim Weihnachts-Galadiner gewesen. Für dieses hatte der Direktor klassische Musik vorgeschrie-

ben. Das war mein schwächster Punkt. Ich schaute, hinter einer Säule versteckt, den Dingen, die da kommen sollten, zu. Auch Fritz, der Schlagzeuger, war überflüssig. Fredy und Czardas machten sich also allein ans Werk. Durch den Höhen- und Temperaturunterschied hatte die Geige arg gelitten. Es war unmöglich, den Ton zu halten. Während jeder Pause fuchtelte Fredy an seinem Instrument herum, aber nur mit dem Erfolg, daß gewöhnlich an einer lang anhaltenden Stelle der Ton wie zu dem letzten Ausklingen einer Fliegersirene sank. Zu allem Unglück versagten auch noch mehrmals die elektrischen Sicherungen, und damit erloschen die Kerzen des riesigen Christbaumes. Der Laufbursche mußte immer wieder nach Sicherungen rennen. Das störte die Stimmung.

Sonst war man mit uns zufrieden. Die Beziehungen zu unsern Gästen entwickelten sich auf das beste. Jedesmal, wenn eine Gruppe abreiste, begaben wir uns mit unsern Instrumenten zu einem Abschiedständchen an den Bahnhof.



Die Befürchtung unserer Eltern, wir seien bei dem «Musikantenleben» großen moralischen Gefahren ausgesetzt, erwies sich als übertrieben. Die Abenteuer, die etwa zu haben gewesen wären, lockten uns wenig.

Wichtig war allerdings, dem Alkohol nicht allzuviel zuzusprechen. Es befanden sich da einige ausländische Gäste, die bereits schlimme Kriegserlebnisse hinter sich hatten, nun für vielleicht 14 Tage in das Paradies Schweiz eingereist waren und sich vor der Rückkehr in die Hölle etwas betäuben wollten. Sie schienen im Geld zu schwimmen. Zum Beispiel war da eine Gesellschaft italienischer Familien. Die Frauen verbrachten die Zeit meistens mit Stricken. Aber die Männer kamen bereits am Nachmittag auf ziemlich unsichern Beinen in unser Lokal. Sie behaupteten zwar immer,

erst einige harmlose Wässerchen getrunken zu haben. Diese spendierten sie auch uns sehr freigebig. Jeder hatte bald einige volle Gläser Whisky neben sich stehen. Nur haben wir sie nicht getrunken. Wir halfen uns auf den Rat des Bar-Keepers so, daß wir den Spendern jeweils mit einem Glas klaren Wassers zutranken.

Der Hotelbetrieb kam uns vor wie ein Theater. Vorne auf der Bühne bewegten sich die Gäste. Dann kamen die Kuliszen. Hinter dieser Fassade lag eine andere Welt. Wir Amateur-Musiker standen just zwischen Vorder- und Hinterfront. Das fanden wir interessant. Besonders belustigte es mich zum Beispiel immer wieder, wenn der Patissier hinter einem Paravent die Torten und Stückli eilig von Hand auf ein Tablett schichtete und diese dann dem Gast sorgfältig mit der Schaufel servierte.

Der Tee wurde den Gästen mit viel Aufwand in schweren silbernen Kannen serviert. Der gleiche Tee war aber hinter dem Wandschirm aus einem großen, blechernen Hero-Konfitüre-Kessel mit einem alten, ausgedienten Suppenlöffel in diese Silbergefäße umgeschüttet worden.

Die Bedingungen unseres Engagements waren die folgenden:

Wir erhielten freie Kost und Logis im Hause, das Retourbillett Zürich - Sankt Moritz 3. Klasse sowie die Gepäckspeisen. Dazu kam eine Bar-Entschädigung von Fr. 6.— pro Mann und Tag. Dafür hatten wir in der Regel von 16—18 Uhr zum Tee und von 20—24 Uhr zu spielen; an Neujahrsbällen und Extraveranstaltungen bis zum Schluß. Diese Bedingungen sind bis heute ungefähr gleich geblieben.

Zu den abgemachten Entschädigungen kamen noch andere Einnahmen. Wenn wir Wünsche nach bestimmten Musikstücken erfüllen konnten, wurden wir öfters mit klingender Münze bezahlt. Wir arrangierten auch sogenannte Besentänze, bei dem jeder, der am Schlusse mit dem Besen angetroffen wurde, der Musik einen Franken zu bezahlen hatte. War den Herren das Kleingeld ausgegangen, so kam es vor, daß

uns mit lässiger Gebärde eine Zwanziger-note zugeworfen wurde.

“Keep the change and have a drink!” Auf die Drinks haben wir verzichtet. Dafür benutzten wir anderntags in der freien Zeit um so häufiger den Skilift.

Alles in allem sind wir nicht reicher von St. Moritz abgefahren, als wir hinaufgefahren sind. Am Abend vor unserer Rückreise hatten wir nur noch einige Rappen in der Tasche. Nicht einmal unser vieles Gepäck konnten wir aufgeben. Unsere letzte Münze legten wir bei der Heimreise in Chur in je einem « Bürli » an. Aber hinter uns lag eine wundervolle Skiferienzeit, die wir aus eigener Kraft bestritten hatten.



Meine Amateurmusiker-Karriere hatte eigentlich bereits in der Primarschule begonnen. Ich lernte als Drittklässler Handörgeli spielen. Bald machte ich in einem Handharmonika-Klub mit und nahm mit diesem auch am Sechseläuten-Umzug teil. Für diesen Zweck wurden wir mit stil-echten Knonaertrachten mit Vatermörder-Kragen ausgerüstet. Wochen vorher zog man auf die Allmend hinauf, um im Wald das Marschtempo zu üben. Auf dem Heimweg schalteten wir jeweiligen Zwischenhalte ein, um das Geübte stehend darzubieten. Wir erhielten dafür manchen Znüni, der uns besser schmeckte als das beste Mittagessen zu Hause.

Auch an Konzerten wirkte unser Handharmonika-Klub mit. Für uns Knirpse war das immer ein großes Ereignis. Bei einem solchen Anlaß durfte ich auch einmal eine Solonummer bringen. Aber als ich auf dem Stuhl Platz genommen hatte und sich der Vorhang öffnete, konnte ich nicht mit Spielen beginnen. Meine Füße baumelten hilflos in der Luft. Es mußte zum Ergötzen des Publikums zuerst ein Schemel herbeigeschafft werden.

Dieser « Solistenerfolg » machte meinen Papa so stolz, daß er mir ein chroma-

tisches Instrument kaufte, das nach richtigen Klaviernoten spielbar war.

Meine Reaktion bestand jedoch darin, daß ich das große Instrument auf der Winde versorgte und überhaupt nicht mehr Harmonika spielen wollte. Dafür tauschte ich ein kleines Wandührchen gegen die Blockflöte eines Schulkameraden ein und blies darauf den ganzen Tag. Das ist mir später bei der Erlernung der Klarinette und des Saxophons zugute gekommen.

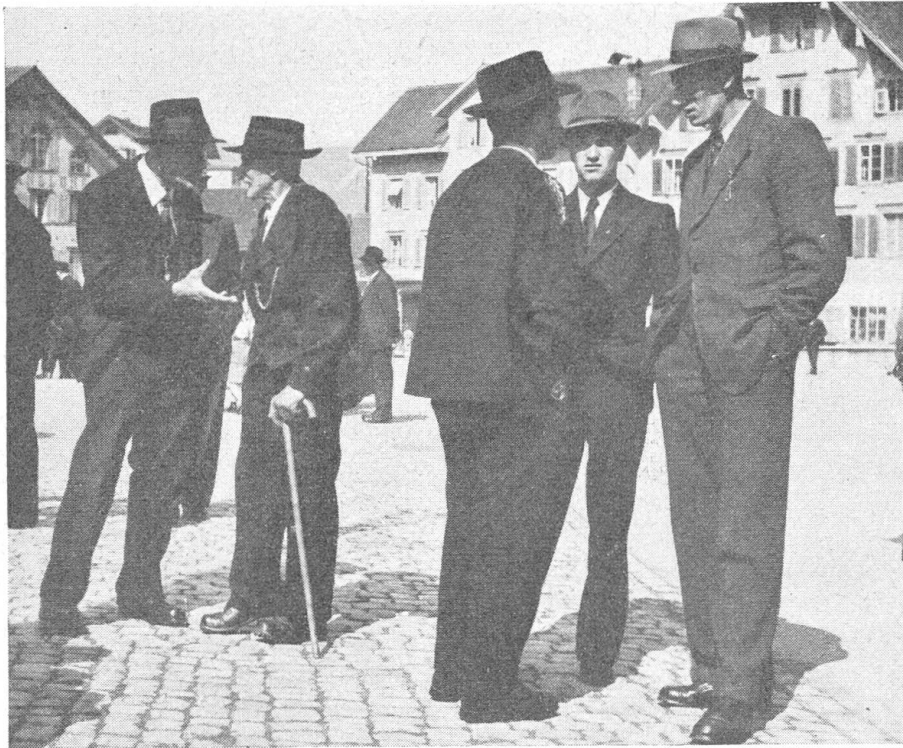
Erst in der Sekundarschule habe ich mein großes chromatisches Instrument wieder zur Hand genommen. Nun nahmen mich die Schlager völlig gefangen. Es war die Zeit, wo jedermann die Stücke « Negerbübchen » und « Regentropfen » sang, pfiiff und spielte.

Es saßen einige nette Töchterchen in unserer Klasse, die uns für ihre Geburtstags-Parties in ihre Villen mit Gärten einluden. Da beschlossen zwei Kameraden und ich, für diese Anlässe ein Orchester zu gründen. Um zu proben, mußten wir unsere lieben Eltern jedesmal auf einen Spaziergang schicken, und nicht selten hagelte es aus der ganzen Nachbarschaft Proteste, ob schon jeder von uns, um den Lärm abzu-dämpfen, unter den Fuß, mit dem er den Takt mitklopfte, ein dickes Kissen bekam. Außer meiner Handharmonika und einer Violine war auch ein Klavier vorhanden. Es fehlte uns nur noch das Schlagzeug. Das mußte her.

Ein Streifzug im Niederdorf brachte Erfolg. Wir ließen uns für 20 Franken eine solche « Küche » zusammenstellen. Die große Pauke bedeutete unsern Stolz. Auf der Vorderfront war ein riesiger Neger aufgemalt, und in großen Lettern prangte darauf der Name Teddy-Boys.

Am dringendsten brauchten wir Geld. Die Instrumente mußten amortisiert werden; außerdem mangelte es uns an Noten. Da erfuhren wir, daß in einem Musikhaus jedermann seine Stimme oder Musik auf eine Wachsplatte aufnehmen lassen konnte. Das schien ein Ausweg. Wir meldeten uns also für eine Plattenaufnahme und übten eifrig.

SITTE ODER UNSITTE?



Sonntag auf dem Stanser Dorfplatz.

Photo Leonard von Matt.

Was fällt Ihnen bei diesem Bild auf? Sicher das gleiche, was mir aufgefallen ist: daß fast alle Männer ihre Hände im Hosensack haben; also eine typisch schweizerische Unsitte! Wirklich – und warum eigentlich?

Es gehört zum Wesen jeder Diktatur und jedes absoluten Staates, daß die Regenten stets von der Angst gepeinigt sind, von einem Untertanen ermordet zu werden. Darum war bis Ende des 18. Jahrhunderts in fast allen europäischen Ländern das Waffentragen strenge verboten. Da die Gewalthaber aber trotzdem den « Dolch im Gewande » fürchteten, wollten sie den Untertanen ständig auf die Finger sehen können. Infolgedessen erklärte man es als « unfein », die Hände in der Tasche verborgen zu haben.

Auch in amerikanischen Gangsterkreisen ist es ja strenge verpönt, die Hände im Hosensack

oder auch nur in der Vestonfiasche zu vergraben. Nur wenn die Hände sichtbar sind, kann man sicher sein, daß der « Freund » nicht plötzlich den Revolver, ohne ihn aus der Tasche zu nehmen, abdrückt.

In der freien demokratischen Eidgenossenschaft aber, wo sich die Regierenden nie vor den Bürgern zu fürchten hatten und weder früher eine Leibgarde noch heute Geheimdetektive benötigten, hier brauchte man nicht zu erbleichen, wenn jemand die Hände verbarg.

Die Hände im Sack haben ist deshalb eine gut eidgenössische Tradition, die wir uns nicht nehmen lassen wollen. Sollte sich ein Ausländer daran stoßen, so läßt uns das kalt. Wir wissen besser, was sich für uns gehört.

A. G.

Als die große Stunde gekommen war, schleppten wir unsere Instrumente auf einem Leiterwägelchen ins Studio und stellten diese dort kunstgerecht auf. Für eine große Gong-Cinelle fehlte uns noch eine Befestigung. Wir hatten deshalb einen Kameraden mitgenommen, dem das Amt oblag, dieses Monstrum in der Luft in Schwebelage zu halten. Doch das Schicksal wollte, daß mitten in der Aufnahme der menschliche Halter schwach wurde und die Cinelle fallen ließ. Mit lautem Gepolter fiel diese zuerst auf die Pauke, von da auf den Boden, rollte gegen die Wand und blieb dort mit lang anhaltendem Zischen liegen. Unsere Gesichter waren während dieses Naturereignisses lang und länger geworden. Die ganze Aufnahme schien dahin. Aber als wir einige Minuten später unsere Platten abhören konnten, stellte sich die Sache als gar nicht so schlimm heraus. Das Geräusch der fallenden Cinelle fiel in eine Musikkapelle, und die Schulkameraden, denen wir die Platte verkauften, fanden gerade die Partie des Schlagzeugsolos (Cinellenfall) hervorragend.



Als die Fastnachtszeit heranrückte, fühlten wir den Zeitpunkt, öffentlich aufzutreten, für gekommen. In den Zeitungen wurden überall Kapellen gesucht. Unser Pianist, der am ältesten aussah, obschon er erst 15 Jahre zählte, wurde zur Verhandlung mit dem Wirt eines Lokales im Seefeld abgeordnet. Er kam richtig mit einem schriftlichen Vertrag zurück, der bestimmte, daß wir über die Fastnacht während dreier Nächte zu spielen hatten und bei freiem Essen und Trinken jeder 30 Franken Gage erhielt. Diese Konditionen dünkten uns damals ganz annehmbar. Noch wichtiger war für uns, zum erstenmal das Können unserer Kapelle öffentlich zu erproben.

Vorerst allerdings mußte auf dem Stadthaus noch ein Patent gelöst werden. Nach dem Gesetz gehörten wir nämlich

nun unter die Kategorie der Hausierer und fahrenden Musikanten. Die Personalien der Orchestermitglieder wurden einzeln eingetragen. Sogar nach unsern Vorstrafen erkundigte man sich. Schmerzlich traf es uns, für die Stempel der kantonalen und zürcherischen Behörden zusammen 12 Franken abladen zu müssen. Wegen unserer Branchenunkenntnis hatten wir diese selbst zu berappen. Üblicherweise werden sie vom Veranstalter übernommen.

Schlimmer war, daß unser Schlagzeuger in letzter Stunde von seinen Eltern Spielverbot erhielt. Der Vater unseres Kameraden, ein Bankdirektor, wollte unter keinen Umständen seinem Sohn erlauben, an der Fastnacht in einer Wirtschaft zum Tanz aufzuspielen. Er hat ihn dann als Entschädigung und auch zur pädagogischen Bearbeitung auf eine dreitägige Bergtour mitgenommen. Glücklicherweise fanden wir einen Ersatz-Schlagzeuger.

Das Engagement verlief recht bewegt. Wir spielten, was die Instrumente hergaben. Aber das Publikum war schwer zu befriedigen. Spielten wir ein Schweizer-Lieder-Potpourri, wollten die Gäste tanzen. Spielten wir aber Tanzmusik, so wollten alle partout etwas zum Singen. Als wir in später Stunde einen Tanz spielten, warfen uns die sangfreudigen Gäste sämtliche verfügbaren Bierteller an den Kopf und zwangen uns, aufzuhören. In einer Ecke hinter einem Restaurationsbrot, umbraust von rauschendem Gesang der Gäste, machten wir uns unsere Gedanken über den Wert und Unwert unserer Musik.

Immerhin hielt uns diese Erfahrung nicht ab, künftig bei jeder Gelegenheit zu spielen. Eine Schwierigkeit bestand darin, daß die neuen amerikanischen Schlager des Krieges wegen nicht mehr in Noten erhältlich waren. So machten wir es wie die großen Berufsensembles: wir hörten die Neuheiten am Radio und ab Schallplatten, prägten uns die Melodiestimmen ein, schrieben diese in Notenschrift und harmonisierten das Ganze.

Die neuen Engagements mußten bald nicht mehr durch Zeitungsinserate oder durch Offerten gesucht werden. Gewöhnlich

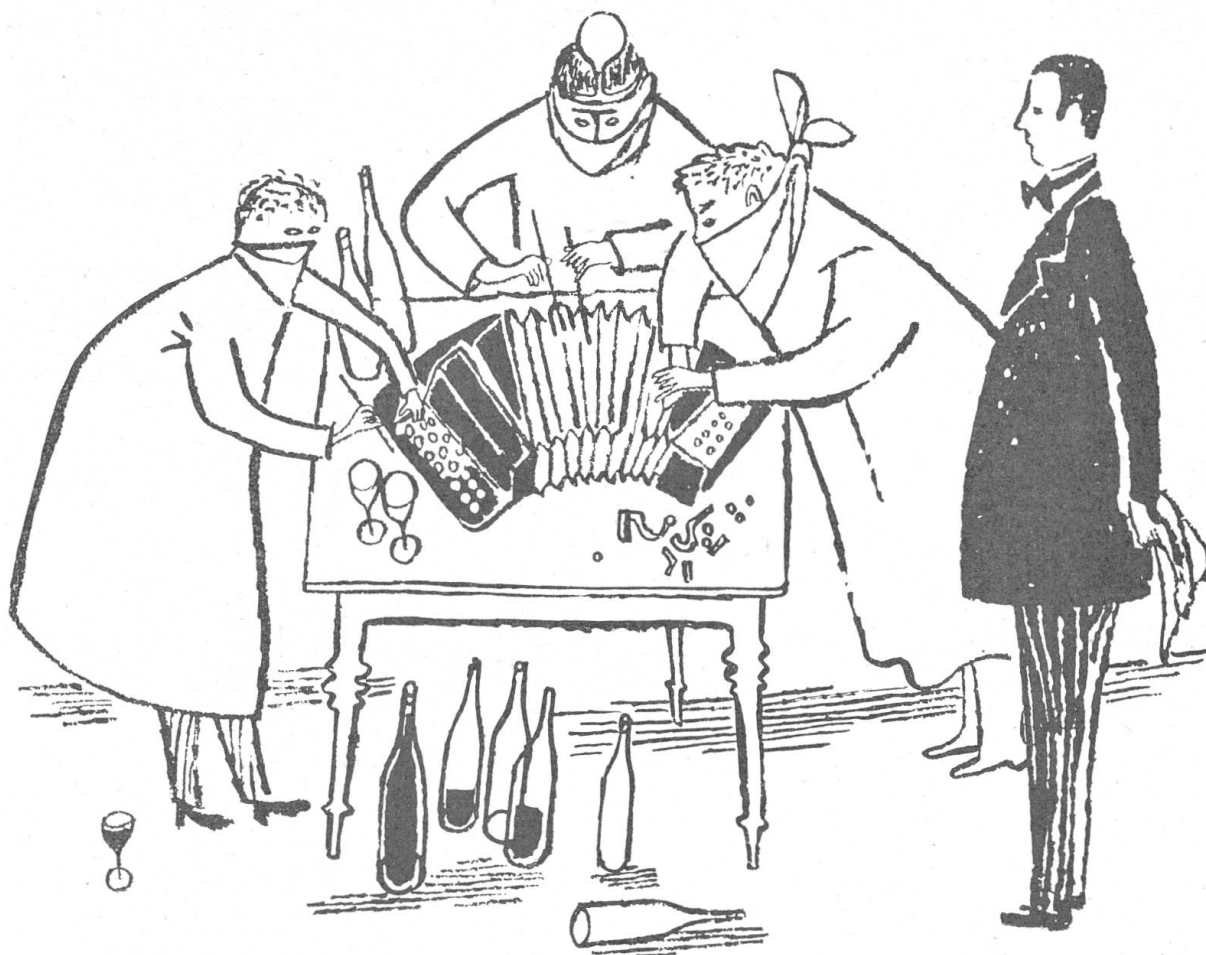
befand sich unter den Gästen jemand, der uns für einen andern Anlaß engagierte.

Es ist manchmal nicht leicht, eine Gesellschaft in Stimmung zu bringen. Die Ausländer, das sah ich bei unsern Hotelferien-Engagements, sind viel dankbarer. Das Schweizer Publikum braucht immer einige Anlaufzeit. Aber man bekommt Übung, wie man vorzugehen hat. Sind die gesetzteren Leute im Saal zahlreich, so muß mit einem schneidigen Marsch begonnen werden. Ein Stimmungswalzer-Potpourri bringt auch heute noch am meisten Leute auf den Tanzboden.

Ein besonderes Anziehungsobjekt ist immer das Schlagzeug. Es kommt häufig vor, daß Gäste, nachdem die ersten Hemmungen gelöst sind, sich ans Schlagzeug

setzen und dann auf sämtlichen Cinellen, Glocken, Tom-Tom und Triangeln wie wild herumtrampeln. Der leidende Teil dabei ist der Schlagzeuger, denn oft geht etwas kaputt, und so ein komplettes Schlagzeug kostet heute immerhin über 1000 Franken.

Besonders wilde Gesellen sind die Studenten. An einem Studentenball kamen einige auf den Einfall, von einem Tisch herab auf das Fell der auf dem Boden umgelegten großen Pauke zu springen. Wir ließen zuerst unter den Erfindern dieses Spiels Geld sammeln, bis wir den Betrag für ein Ersatzfell beisammen hatten. Darauf stellten wir ihnen das Instrument zur Verfügung, und die jungen Akademiker ergötzten sich nun eine halbe Stunde lang, einer nach dem andern auf den Tisch zu



Bei einem Anlaß von Medizinstudenten bemächtigten sich einige Mediziner meines Akkordeons. Sie behaupteten, es sei todkrank und müsse sofort operiert werden.

klettern und mit einem kühnen Sprung in der Pauke zu verschwinden. Für sie und die Gäste bedeutete das ein Gaudium, für uns eine längere Spielpause.

Aber nicht nur das Schlagzeug ist Gefahren ausgesetzt. An einer Sommernachts-Party hatte sich unser Tenorsaxer in ein anwesendes Mädchen verliebt. Er ließ nun vom Podium herab verzückt seine schmelzenden Saxophontöne erklingen, ohne den Blick von der Holden abzuwenden. Das paßte dem Partner des jungen Mädchens gar nicht. Er schlich sich mit einer Gießkanne voll Wasser hinter meinen Kollegen und goß ihm bei einem herzerweichenden Tremolo den Inhalt der Kanne in den vergoldeten Becher des Saxophons. Das Wasser quoll unter dem Druck des Bläasers wie ein Springbrunnen aus allen Löchern heraus. Das Publikum glaubte, es handle sich um die Produktion eines Musical-Clowns. Mein Kamerad fühlte sich aber gar nicht als solcher und erklärte das dem jungen Mann entrüstet. Dieser beschwichtigte ihn: «Keine Angst, mein Lieber, ich habe zu Hause eine Saxophonfabrik.» Das entsprach zwar nicht genau der Wahrheit. Immerhin bezahlte er den Schaden sofort reichlich.

Bei einem Anlaß von Medizinstudenten bemächtigten sich einige Mediziner meines Akkordeons. Sie behaupteten, es sei todkrank und müsse sofort operiert werden. Ich erklärte mich mit der Operation unter der Bedingung einverstanden, daß in diesem besonderen Fall diese nicht vom Patienten, sondern von den ausführenden Herren Doctores bezahlt werde. Die jungen Leute waren offenbar gut bei Kasse. Ihrer fünf brachten einige hundert Franken zusammen.

Darauf wurde ein Tisch in die Mitte des Saales gerückt, Doktorschürzen und Handschuhe angezogen. Das Publikum durfte assistieren. Mit langen Zangen, Messern und Schrauben wurde jetzt meine

Handorgel seziert. Die Umstehenden waren über die immer neu zutage tretenden Einzelteile entzückt, über die Klappen, Federn, Stimmzungen, über Wachs, Perlmutter, Klemmfelge. Alle diese Gegenstände erhielten dann von den Mediziniern schöne lateinische Namen.

Offen gestanden war mir aber während der ganzen Operation richtig weh ums Herz, denn an das Instrument knüpften sich mir viele liebe Erinnerungen.



Nun ist unser altes Amateurorchester aufgelöst. Interessanterweise ist keiner meiner Kameraden Berufsmusiker geworden. Sie sind trotz des vielen Musizierens bei ihrem gelernten Beruf geblieben oder haben ihre Studien abgeschlossen. Gerade die Erfahrungen in unserem Amateurorchester zeigten uns, wie schwer die Lage eines Berufsmusikers ist und was es, ganz abgesehen vom Talent, braucht, um nicht mit der erworbenen Routine schließlich so mechanisch zu spielen, wie ein Schalterbeamter Stempel auf Stempel drückt.

Meine Kameraden pflegen die Musik bloß noch als Steckenpferd. Einzig ich kam auch beruflich nicht mehr von ihr los. Nach Abschluß der Handelsschule nahm ich eine Stelle in einem Musikaliengeschäft an. Heute besitze ich in einer Außengemeinde von Zürich einen eigenen kleinen Betrieb und führe dazu eine Musikschule. Ich langweile mich keine Minute. Ich bin froh, mich den ganzen Tag beim Unterricht und bei der Buchhaltung, beim Verkauf und bei der Korrespondenz, beim Versand, beim Vorspielen und bei Musikproben unmittelbar oder mittelbar mit meiner Lieblingsbeschäftigung abgeben zu dürfen.

